Es ist ein äußerst praktisches, deshalb auch sehr beliebtes und dementsprechend häufig benutztes Werkzeug: der Vergleich.

Der ganze Bereich des Sports z.B. ist im Grunde nichts anderes als ein riesiger Vergleich; da werden Talent, Leistungen und Können unter möglichst gleichen und fairen Bedingungen verglichen. Die Faszination, die vom Sport und von sportlichen Wettkämpfen ausgeht, die dürfte wohl auch sehr viel damit zu tun haben, dass sich hier nur sehr konzentriert widerspiegelt, was sich in vielfältiger Weise auch in unseren normalen Alltag abspielt.

Bevor wir etwas kaufen, vor allem, wenn es kostspielig wird, vergleichen wir Angebote, studieren wir sehr genau Testberichte, um möglichst präzise über die Vorzüge und Schwachstellen eines Produkts informiert zu sein, um dann schließlich herauszufinden, wer unser Testsieger ist.

Bereits Schüler lernen sehr bald, dass der Wert einer Note erst dann richtig bestimmt werden kann, wenn sie diese mit denen der anderen vergleichen.

Ja, Vergleiche sind eine sehr aufschlussreiche und hilfreiche Angelegenheit. Deswegen werden sie auch mit der größten Selbstverständlichkeit in vielen Bereichen unseres Lebens angewandt.

Doch dabei wird leicht eine Kleinigkeit übersehen: So nützlich Vergleiche auch sind, so darf dabei nie vergessen werden, dass sie ausschließlich für Sachen oder für Eigenschaften gelten. Vergleiche fangen an, problematisch zu werden, wenn sie auf Menschen, auf Personen übertragen werden.

Dazu ein einfaches Beispiel: Wenn Sie sich in einen Menschen verlieben, dann listen Sie ja nicht erst einmal mehrere mögliche Kandidaten oder Kandidatinnen auf, notieren sich bei jedem oder jeder Vor- und Nachteile, Plus- und Minuspunkte ganz genau, und entscheiden sich dann schließlich für den Testsieger, mit dem oder der Sie sich dann auf eine Beziehung einlassen.

Sie spüren hier: So funktioniert das nicht. So sehr Vergleiche bei Sachen durchaus ihre Berechtigung haben, so wenig taugen sie auf der personalen Ebene, im Umgang mit Menschen. Ja, hier verbieten sich solche Vergleiche regelrecht.

Und das bedeutet dann aber in der Folge auch: Wenn ich Menschen vergleiche, dann laufe ich Gefahr, sie auf eine Sache zu reduzieren. Und spätestens hier wird es bedenklich und gefährlich.

Diese kurzen Überlegungen über Vergleiche können uns jetzt auf etwas aufmerksam machen, das im Evangelium eine Rolle spielt. Da erzählt Jesus von zwei Betern im Tempel, einem Pharisäer und einem Zöllner. Das, was diese beiden unterscheidet, das ist nicht nur ihre völlig gegensätzliche, gesellschaftliche Position, das ist auch noch etwas anderes: Im Unterschied zu diesem Zöllner besteht das Gebet des Pharisäers eigentlich aus nichts anderem als aus Vergleichen.

Er dankt Gott dafür, dass er nicht ist „wie die anderen Menschen, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner dort.“ (V 11) Ja selbst der Hinweis auf all das, was tut, ist eigentlich auch nichts anderes als ein Vergleich, denn er überbietet deutlich die Forderungen des Gesetzes, er tut mehr, als eigentlich verlangt wird: „Ich faste zweimal in der Woche und gebe den zehnten Teil meines ganzen Einkommens.“ (V 12)

So schön das alles klingt, der Pharisäer offenbart hier ein peinliches Problem: Seine Vergleiche lassen nämlich erkennen, dass er überhaupt nicht an Gott glaubt, dass er keine personale Beziehung zu Gott hat. Er glaubt an das Gesetz, aber nicht an Gott. Das ist ein feiner, aber ganz entscheidender Unterschied. Er erfüllt Vorschriften, ja er überbietet sie sogar noch, und meint, so sein Heil erarbeiten zu können. Auch wenn das sehr fromm aussieht, hier fehlt jeglicher Glaube.

Der Zöllner dagegen hat gar keine Chance zu vergleichen, dafür hat er viel Zuviel angestellt. Er wendet sich deshalb ganz einfach an Gott und vertraut auf sein großes Erbarmen: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ (V 13) Dieser Zöllner kann dies tun, weil er weiß, dass Gott eben nicht vergleicht, sondern jeden einzelnen ganz individuell in seiner speziellen Situation anschaut. Es ist dieses erbarmende Anschauen Gottes, das Jesus ja ausdrücklich bestätigt (V 14), das zur Folge hat, dass Vergleiche, die die Person betreffen, jetzt nicht nur überflüssig, sondern sogar völlig fehl am Platz sind.

Das führt zu ungewohnten Konsequenzen im Alltag:

Schüler z.B. stehen gerne in der Gefahr, Noten oder Zeugnisse nicht nur als Beurteilung einer Leistung zu betrachten; nicht wenige identifizieren sich so sehr mit ihrer Leistung, dass gute Noten zur Bestätigung ihrer Person und damit zur Stärkung ihres Selbstbewusstseins führen; das bedeutet dann aber auch, dass schlechte Noten ein kapitaler Schlag für die Person bedeuten, der nur schwer zu verkraften ist. Die schlechte Note bedeutet jetzt nämlich: Ich bin schlecht!

Das ist aber beileibe kein Problem, das nur auf Schüler beschränkt ist. Im Sport, im Beruf identifizieren sich sehr viele so sehr mit ihren Leistungen, verbinden sich diese mit ihrer Person, dass sie damit unter einem ungeheuren Druck geraten, der sie oft mehr blockiert als anspricht und manchmal regelrecht fertig macht.

Den Wert eines Menschen, auch unseren eigenen Selbstwert, den bestimmen wir gerne über unsere Leistungsfähigkeit; deshalb braucht es den ständigen Vergleich, der einen enormen Stress entfaltet: Wie viel wir tun, was wir uns leisten können, welches Auto wir fahren, wo und wie wir wohnen, wie wir aussehen, was wir anziehen – das alles wird intensiv verglichen und zwingt zu ungeheuren Anstrengungen, die nicht wenige auf Dauer überfordern.

Und: Wir selber reduzieren uns und die anderen dabei zu einer Sache.

Der einzige Weg, um von diesem Druck loszukommen, besteht darin, zu erfahren und zu wissen, dass ich bei Gott ein Ansehen habe, das völlig unabhängig ist von jeglichem Vergleich. Genau das zeigt der Zöllner heute in der Geschichte Jesu.